

befand er sich in Genf auf dem 21. Zionistenkongreß. Weil er aber seine Landsleute nicht im Stich lassen wollte, kehrte er nach Polen zurück und teilte ihr Leben und Sterben im Warschauer Ghetto. Sein Tagebuch will davon Zeugnis geben. Er faßte es als einen Teil seines von ihm gegründeten und im Versteck angelegten Archivs auf, das der Nachkriegsgeneration berichten sollte, wie es zum Untergang der jüdischen Gemeinde Warschaus gekommen war, aber auch welcher Widerstand trotz aller Unterdrückung geleistet wurde. Wichtige Teile des Archivs sind nach dem Krieg entdeckt worden. Die Aufzeichnungen Ringelblums wurden erstmalig in der Zeitschrift des Jüdischen Historischen Institutes in Polen 1958 veröffentlicht. Ringelblum nahm aktiv am Aufstand des Warschauer Ghettos teil. Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes wurde er in das Konzentrationslager Trawniki gebracht. Aber es gelang seinen Freunden, ihn von dort zu befreien. Er kehrte nach Warschau zurück, verfaßte noch Anfang 1944 einen Bericht über die Kulturarbeit im Warschauer Ghetto. Dann wurde er in seinem Versteck von der deutschen Polizei aufgestöbert, ins berüchtigte Gefängnis Warschaus, den Pawiak, gebracht, gefoltert, weil man von ihm die Auslieferung seiner Aufzeichnungen erzwingen wollte, schließlich ebenso wie seine Frau und sein einziger Sohn erschossen.

Der Wert der beiden Tagebücher liegt gerade darin, daß sie nicht nachträgliche Aufzeichnungen sind, sondern Mitteilungen von Augenzeugen. Sie ergänzen sich durch ihre jeweils verschiedene Tendenz. Kaplan gibt Aufzeichnungen seiner persönlichen Erfahrungen, als solche ungeschminkt, in ihrer notwendigen Subjektivität. Ringelblum schreibt aus einer inneren Distanz zu seinen persönlichen Erfahrungen. Sein Ziel ist es, einen objektiven Bericht über die Faktoren zu geben, die den Untergang der Warschauer Gemeinde verursachten, begünstigten oder mit dazu beitrugen, aber auch zu schildern, bis zu welchem Umfang es möglich war, einzelne zu retten. Beide Tagebücher bezeugen, daß der auch in Polen verbreitete Antisemitismus den Schergen Hitlers nur allzugut in die Hände arbeitete.

Vorurteile gibt es allerdings nicht nur bei polnischen Christen. Kaplan selbst ist keineswegs vorurteilsfrei. Seine Distanziertheit gegenüber den Warschauer Juden haben wir bereits erwähnt. Verächtlich denkt er vor allem über die „Taufjuden“. Seine Abneigung ihnen gegenüber teilt er unmißverständlich in seinen Aufzeichnungen mit. Seine Pauschalurteile sind nicht frei von Ungerechtigkeit, aber sie sind auch nicht unverständlich, wenn man an die verhängnisvolle Rolle denkt, die Konvertiten in der Geschichte der Judenverfolgung gespielt haben. Das Tagebuch von Kaplan stellt den Christen die Frage nach der Mitschuld. Am 25. Dezember 1939 trägt er folgende Reflexion ein: „Wir haben heute einen ‚Feiertag‘; denn alle Völker der Welt feiern die Geburt ihres Erlösers; ihres Erlösers – nicht unseres Erlösers. Hier liegt die Ursache der ganzen jüdischen Tragödie. Würden wir sagen ‚auch unser Erlöser‘, der Haß gegen uns wäre nicht so groß, und selbst das Rassenprinzip würde es nicht so leicht finden, den Haß der Welt gegen uns so stark zu entfachen.“ Wenig später heißt es in der gleichen Eintragung: „Der Nazismus fand den ursprünglichen Stoff des Religionshasses als Erbe des Mittelalters fix und fertig vor. Er verstärkte ihn nur mit dem Wirtschaftshaß, den er mit verschiedenen Beigaben vermengte.“ Daß die Juden Warschaus, ja Polens überhaupt, sich sogar noch während der nazistischen Okkupation einem christlich motivierten Antisemitismus

ausgesetzt sahen, bestätigt Ringelblum. So zeichnet er die Aussage einer Katholikin auf, die es fertig brachte, zu sagen: „In der Karwoche marterten die Juden Christus zu Tode. In der Karwoche werden die Warschauer Juden von den Deutschen zu Tode gemartert.“ Von einem siebzehnjährigen Geistlichen notiert er folgende Aussage: „Es ist sehr gut, daß es so kam. Die Juden hatten im Ghetto eine starke militärische Macht. Wenn sie die nicht gegen die Deutschen gerichtet hätten, hätten sie sie gegen uns gelenkt.“ Während er dem polnischen Klerus im allgemeinen den Vorwurf machen muß, zumindest durch Gleichgültigkeit, wenn nicht gar durch aktive Unterstützung dem Antisemitismus in seiner schlimmsten Form Vorschub geleistet zu haben, zeichnet er dankbar Beispiele der öffentlichen Bekämpfung des Antisemitismus durch katholische Geistliche vor allem in Holland und Frankreich auf, ein Zeichen dafür, welcher Trost in jedem Beweis der Solidarität lag, eine Anklage wegen unterlassener Hilfeleistung, der man sich nicht entziehen sollte. Anerkennung verdienen die Herausgeber der polnischen Ausgabe, die in Ergänzung zu der Bemerkung Ringelblums, in Polen leisteten nur einzelne Priester aktiv Widerstand gegen den Antisemitismus, die Namen einiger Priester erwähnten, die Juden aktiv geholfen haben. Diese Anmerkung ist auch in die Neuausgabe übernommen worden. Für die Stadt Warschau werden der Bischof Niemira und die Priester Kornilowicz und Jieja, für Wilna der Erzbischof Jalbrzykowski genannt, der später in ein Lager deportiert wurde. Ringelblum selbst war objektiv genug, Beispiele solcher Ausnahmen von der allgemeinen Haltung der Gleichgültigkeit aufzuzeichnen. So erwähnt er Geistliche aus dem Gebiet um Wilna, die jüdischen Jugendlichen Zuflucht gewährten, die Predigten eines Propstes, der zur Hilfeleistung aufrief. Im gleichen Abschnitt bemerkt er, daß der Vorsitzende des Judenrates in Warschau, Adam Czerniakow, den ins Ghetto verbannten Judenchristen sehr entgegenkam. Vielleicht hat dieses Entgegenkommen die bereits bestehende Abneigung Kaplans gegenüber dieser Gruppe noch verstärkt. Ringelblum, der viel mehr um ein objektives Urteil bemüht ist, bekennt, daß in den Kirchen, die den Judenchristen im Ghetto zugewiesen waren, „wahrhaft gläubige Menschen“ zu sehen waren. Er anerkennt die Hilfe der Caritas für diese Gruppe. Sein Urteil faßt er dann in die Worte zusammen: „Die den Judenchristen geleistete Hilfe ist ein schönes Blatt in der Geschichte der Tätigkeit des polnischen Klerus; doch hat das mit der Hilfe für die Juden nichts gemein.“ Er erwähnt das Beispiel einer Konvertitin, deren Familie mit ihr vor Jahrzehnten gebrochen hatte. In der Notzeit aber half diese Christin ihren jüdischen Angehörigen. Auch die antisemitisch eingestellte Familie, in die sie hineingeheiratet hatte, war nun zur Hilfeleistung bereit. Inmitten der Atmosphäre des Tristen, der Gleichgültigkeit und Feindseligkeit gibt es Beispiele eines Heldentums opferbereiter Nächstenliebe, der Solidarität einzelner mit ihren jüdischen Mitbürgern. Ihr Opfermut ist die schärfste Anklage gegen die Nichtsehenwollenden. W. E.

Heinrich Kronstein: Briefe an einen jungen Deutschen. München 1967. Verlag C. H. Beck. 324 Seiten.

Der Verf., bis Ende 1935 rechtswissenschaftlich und als Anwalt in Mannheim tätig, errang in den USA bald eine wichtige Position in der Wirtschaftspolitik und an der Georgetown University in Washington, die ihn 1945 be-

fähigte, dem Wiederaufbau Deutschlands, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hängt, im Rahmen der amerikanischen Militärverwaltung zu dienen und bald auch eine Professur für Wirtschaftsrecht an der Universität Frankfurt einzunehmen. Aus Tagebuchaufzeichnungen der ersten Nachkriegszeit erwachsen und in liebevoll-einsichtigem Stil fortgeführt, enthalten diese Briefe an einen seiner deutschen Schüler nicht nur die Lebensgeschichte des Verf., der einem jüdischen Elternhaus in Karlsruhe entstammt, sich zur Jugendbewegung und zum Sozialismus hielt, nach der sogenannten Machtergreifung tapfer und erfolgreich seinen Glaubensgenossen diente, bis er mit seiner Familie selbst zur Emigration gezwungen war und in dieser den Weg zum katholischen Bekenntnis fand, sondern sie schildern auf überaus sympathische Weise auch die Situation des deutschen Juristen der Weimarer Zeit, dem der Positivismus jede Stütze genommen, so daß er zum Treibgut wurde, als der „Staat“, den er vergöttert hatte, sich gegen ihn wandte. Durch Gottes Gnade etwas wiedergutmachen, was er selber mit versäumt habe, das ist nach den Worten des nun 70jährigen Verf. sein Streben gewesen, und dieses eindrucksvolle, wegweisende Buch ist kein geringer Teil davon.

Hans Thieme

Heinz David Leuner: Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden 1939–1945. Wiesbaden 1967, Limes Verlag. 222 Seiten (Deutsch von Hans Lamm. Englische Originalausgabe: „When Compassion was a Crime.“ London: Oswald Wolff [Publisher], Limited 1966).

Im Jahre 1960 begann der Westberliner Senat, „die unbekannten Helden, die bei Gefahr für Leben und Freiheit uneigennützig die Opfer rassistischer Verfolgung geschützt haben“, zu suchen und zu ehren. Wer waren diese Helfer und was bedeutete es, in den zwölf Jahren des nationalsozialistischen Regimes den Rassenverfolgten Anteilnahme und menschliche Hilfe zu erweisen? Mit wenigen Ausnahmen in der organisierten kirchlichen Arbeit – zu nennen sind hier das Hilfszentrum des Berliner „Büros Grüber“, die von Graf Preysing eingerichteten Hilfsstellen von Dr. Margarete Sommer in Berlin und Dr. Gertrud Luckners Verfolgtenhilfswerk der Caritas, die alle drei keinen Unterschied zwischen getauften und ungetauften Juden kannten – neben diesen Ausnahmen also waren es in erster Linie einzelne, die den Verfolgten vielfach unter höchstem eigenen Einsatz Hilfe und Unterschlupf gewährten. „Sie retteten nicht nur einige tausend Juden“, schreibt H. D. Leuner, „sie retteten die Idee der Menschlichkeit.“ Dieser dokumentarische Bericht soll die Erinnerung wachhalten an die Reihe mutiger Frauen und Männer, die in den Jahren des Dritten Reiches öffentlich, aber mehr und wirksamer im geheimen für die verfolgten Bevölkerungsgruppen die Solidarität aufbrachten, die von der nationalsozialistischen Propaganda pausenlos als verächtlich angeprangert und ab 1939 immer härter bestraft wurde. Um so höher ist der Einsatz dieser wenigen einzuschätzen, von denen einige nach dem Krieg von Yad Vashem in Israel als „Gerechte“ geehrt worden sind. In den bisherigen historischen Darstellungen zum deutschen Widerstand nimmt die Schilderung dieses Einzelwiderstandes nur einen verschwindend geringen Raum ein. Leuner läßt ihnen in seinem Werk jetzt Gerechtigkeit widerfahren. Er schreibt: „Wenn sich die Leute heute über

die Millionen wundern, die sich dem Druck des Hitlerregimes unterwarfen, so sollte man sich um so mehr über die Tausende wundern, die ihm widerstanden.“ Die englische Ausgabe des Buches, für das der Verfasser in jahrelanger Arbeit das Material zusammengetragen hat, war bereits nach wenigen Monaten vergriffen. Das zeigt, wie groß die Lücke war, die hier in der Literatur über den Widerstand klaffte. Die Möglichkeiten der Hilfe, von Leuner an vielen Einzelfällen aufgezeigt, reichten von öffentlichen Protesten gegen die Rassenverfolgung über die vielfältigen ideellen und materiellen Bekundungen des Zusammengehörigkeitsgefühls bis zum Verstecken und zur Fluchthilfe. Die heimlichen Helfer, unter denen übrigens die Frauen deutlich überwogen, gehörten allen Bevölkerungsgruppen an; einzelne und kleinere Gruppen leisteten das meiste. Der Verfasser, der bereits 1941 gegen die These von der deutschen Kollektivschuld anging, hat damit nicht nur „Deutschlands stillen Helden“ ein Denkmal gesetzt, sondern einen weiteren wichtigen Beitrag zu den Bemühungen um den Abbau von Vorurteilen geleistet.

A. Götz v. Olenhusen

Martha † und Else Liefmann: Helle Lichter auf dunklem Grund. Erinnerungen. Bern 1966. Christliches Verlagshaus. 112 Seiten.

Else Liefmann, die Schwester des Freiburger Staatswissenschaftlers, entschloß sich zur Herausgabe dieser „Erinnerungen“, nachdem ihr 1962 ein Buch mit Klassenaufsätzen deutscher Oberschüler in die Hände gekommen war; einige der 15- bis 20jährigen Jungen hatten darin Adolf Hitler als ihr Vorbild bezeichnet. Der schlichte Bericht bringt keine Sensationen, sondern nur etwas von dem, was den Geschwistern Liefmann 1941/42 als „Nichtariern“ widerfuhr. Mit Tausenden badischer Juden waren sie im Oktober 1940 in das in Südfrankreich liegende Lager Gurs deportiert worden, obwohl man vorher dem Professor versichert hatte, er habe „auf Grund seiner Verdienste keine Ausweisung zu befürchten“. Die „Erinnerungen“ der beiden Schwestern lassen den Leser teilhaben an dem, was sie dort erlebten, wobei mit Dankbarkeit die „hellen Lichter“ herausgestellt sind. Sie wollen mehr berichten „von Selbstlosigkeit und Nächstenliebe als von Bosheit und Gemeinheit“, die freilich auch nicht verschwiegen werden dürfen.

Die Lebensbedingungen in Gurs waren hart und primitiv, aber das Lager war nicht so streng von der Umwelt abgeschlossen wie die Konzentrationslager in Deutschland und Polen. Es gab mehr Möglichkeiten, von draußen zu helfen. Ein evangelischer und ein katholischer französischer Pfarrer der Umgegend hatten Zutritt zum Lager. Der Secours Suisse konnte eine Baracke für die Kinder und die alten Leute einrichten. Else Liefmann nahm sich als Ärztin der vielen Kranken an. Im März 1942 hatten die Geschwister das Glück, einen „Congé de santé“ zu bekommen. Für den Professor kam die Entlassung zu spät. Er hatte nicht mehr die Kraft, eine Infektion zu überwinden, die er sich im Lager zugezogen hatte. An seinem Todestag, dem 21. März, traf das Kabeltelegramm ein, daß man ihn zum Professor an der Universität New York ernannt habe. Erst im September 1942 gelang es Else Liefmann, auf gefahrvollem Weg über die Berge zu ihrer Schwester, die schon in der Schweiz war, zu entkommen.

Angela Rozumek